



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Maßgebliches und Unmaßgebliches

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

## Maßgebliches und Unmaßgebliches

Moral und Kunst. Als ein Mensch, der nicht ins Theater geht, habe ich den Herren von der Freien Bühne nichts dreinzureden. Aber das gleichnamige Organ des viel genannten Berliner Vereins bringt in Nr. 1 einen Aufsatz von Ludwig Fulda über einen Gegenstand, von dem ich auch etwas zu verstehen glaube; und deshalb erlaube ich mir die bescheidne Bemerkung, daß mir der Verfasser mit seinem Schlichtungsversuche die Verwirrung nur ärger zu machen scheint. Er erläutert den ästhetischen Grundsatz unsrer Klassiker, daß die Kunst ihren eignen Gesetzen, nicht denen der Moral zu folgen habe, mit einigen geistreichen Beispielen, und ereifert sich gegen die Leute, die bei jedem Kunstwerke zuerst nach seiner Moral fragen. Wie er aber mit seiner Polemik daneben haut und schießt, soll wenigstens an einigen seiner Aussprüche gezeigt werden.

„Die Natur ist ohne Moral. Eines der tiefinnigsten Worte, die jemals gesprochen worden sind, hören wir aus dem Munde Hamlets: »An sich ist nichts gut noch böse, das Denken macht es erst dazu.« Die Natur denkt nicht. Sie ist weder gut, wenn sie befruchtenden Sonnenschein sendet, noch böse, wenn sie verheerenden Sturm entfesselt. Sie ist weder gut, wenn sie Rosen, noch böse, wenn sie Unkraut schafft. Sie ist, wie sie ist, nach eisernen Gesetzen. Sie greift nicht in den Kreislauf des Lebens, der in den festen Schienen von Ursache und Wirkung dahinvollt; sie verdammt nicht, und sie begnadigt nicht. Weil aber die Kunst Nachahmung der Natur ist, darum ist der Künstler um so größer, je mehr sein Schaffen dem der Natur ähnelt, d. h. je unpersönlicher es ist. So lange er nur Schöpfer bleibt, so lange er nur in seinen Gestalten denkt und nicht nebenher auch noch über sie, so lange steht er jenseits von Gut und Böse, steht er auf einer höhern Warte als auf den Zinnen der Moral. Der Vorgang künstlerischer Empfängnis kann mit der *Laterna magica* verglichen werden. Die schöpferische Seele ist wie eine reine weiße Fläche, auf der die Dinge in ihren wirklichen Farben sich abbilden. Da findet, wie abermals Hamlet sagt, »die Tugend ihre eignen Züge, die Schmach ihr eignes Bild.« Und so wenig die Natur unmoralisch ist, wenn sie das Ungeheuerliche hervorbringt, so wenig ist es der Künstler, wenn er es mit klarer Seele spiegelt. Man darf deshalb kühnlich behaupten: ein Kunstwerk ist umso weniger unmoralisch, je objektiver es ist.“

Allerliebste Konfusion! Die Worte „Natur“ und „gut“ werden jedes in drei verschiedenen Bedeutungen genommen, und nun mögen die Mathematiker unter unsern Lesern berechnen, wie viel Fehlschlüsse herauskommen, wenn sowohl dem Subjekts- wie dem Prädikatsworte dreimal verschiedene Bedeutungen untergeschoben werden. „Gut“ kommt in diesem kurzen Abschnitte in den drei Bedeutungen: sittlich gut, gütig und nützlich vor. Das Wort „Natur“ aber gebraucht Fulda zuerst im gewöhnlichen Sinne, und da ist es denn freilich richtig, daß diese Natur weder sittlich gut noch sittlich böse ist, noch auch dergleichen enthält; das gilt selbstverständlich auch für die Teile des menschlichen Körpers und ihre Verrichtungen, so lange sie der vernünftigen Überlegung entzogen bleiben. Darum fällt es auch keinem Vernünftigen ein, Landschaftsbilder und nackte Figuren unmoralisch zu finden oder Moral von ihnen zu fordern. (In anderm Sinne ist die Natur nach unserm christlichen Glauben allerdings gut: „Gott sahe an alles was er gemacht hatte, und es war sehr gut.“) Dann aber versteht Fulda unter der Natur den Inbegriff alles Wirklichen, wozu auch die Menschen mit ihren guten und bösen Handlungen gehören. Und wie kann einer die darstellen, ohne selbst sittliche Begriffe zu haben und Urteile über sittliche Dinge zu fällen? Das ist ja rein unmöglich! Zum dritten

endlich versteht Zulda unter der Natur den Schöpfer, und fordert, daß der Künstler so — gedankenlos schaffe, wie seiner Ansicht nach die „Natur“ schafft. Wir sind nun zwar noch so ungebildet, an Gott zu glauben und eine blind wirkende Natur für Unsinn zu halten, wollen uns aber hier in einen Streit über metaphysische Dinge nicht einlassen. Nur so viel sei gesagt, daß dieser Künstler, der gleich einer von der Laterna magica beschienenen Wand die Gegenstände aufnimmt und wiedergibt, noch nie gelebt hat und nie leben wird. Selbst bei Abbildungen von Gegenständen der Natur, also in der Plastik wie in der Blumen-, Tier- und Landschaftsmalerei, ist solch ein rein objektives Aufnehmen und Wiedergeben nur bis zu einem gewissen Grade möglich; hat doch jeder Künstler seine Schule durchgemacht und bringt zum Schaffen eine Stimmung mit. Etwas anders, wenn auch noch ähnlich, verhält es sich schon bei Gedichten, die als Ausdruck einer augenblicklichen Stimmung hingeworfen werden, wie denn Goethe zuweilen so plötzlich „von dem Gotte“ überwältigt wurde, daß er ein schieß vor ihm liegendes Blatt Papier diagonal beschrieb, sich nicht erst die Zeit nahm, es vorher gerade zu richten; ferner bei der Konzeption von Romanen und Dramen. Ähnlich wie bei der bloßen Abbildung, aber schon anders, geht es hier zu. Der Künstler schafft ebenfalls ohne Einmischung der Reflexion; aber damit eine solche reflexionslose Stimmung, eine solche Konzeption möglich werde, muß ein reiches Geistesleben vorhergehen, das auch sittliche Elemente enthält, daher denn sowohl Stimmungsbilder als Entwürfe schon ein sittliches Gepräge zu tragen pflegen. Die Ausarbeitung eines Dramas oder eines Romans aber wäre ganz unmöglich, wenn der Dichter über seine Gestalten nicht nachdenken wollte, der ganz reflexionslos hingeworfene Werther beweist nichts gegen diese Behauptung. Denn erstens macht eine Schwalbe noch keinen Sommer, und zweitens enthält der Werther außer der Hauptgestalt, eben dem Dichter selbst in seiner damaligen Stimmung, nur noch wenige Figuren aus seiner damaligen unmittelbarsten Umgebung. Wie viel überlegte Geistesarbeit den objektivsten und zugleich größten unsrer Dichter die Gestalten seiner spätern Werke gekostet haben, darüber erfahren wir von den Goetheforschern täglich mehr. Schillers Dramen, deren Gestalten das Gegenteil von Spiegelbildern der Wirklichkeit sind, wird Zulda doch wohl noch gelten lassen müssen, da er sich ja auf Schillers ästhetische Grundsätze beruft, und dem großen Britten würde doch wahrhaftig keine Ehre erwiesen, wenn man die Weisheitsprüche, die er seinen Personen in den Mund legt, nicht für Früchte seines Nachdenkens halten wollte, sondern für Spiegelungen der Wirklichkeit, also wenn man sich einbildete, er habe sie von wirklichen redenden Personen aufgeschnappt. Es hat eben schlechterdings keinen Sinn, wenn man Regeln, die für die Plastik und die Landschaftsmalerei bis zu einem gewissen Grade gelten, auch auf die Historien- und Genremalerei und gar auf die redenden Künste anwenden will, die es mit denkenden, fühlenden, wollenden Menschen, mit Charakteren zu thun haben, d. h. mit Gegenständen, die ohne Gedankenarbeit gar nicht erfaßt werden können.

Zulda besinnt sich auch selbst unmittelbar nach seiner „kühnlichen“ Behauptung darauf, daß die Wandfläche hinter des Dichters Zauberlaterne gewöhnlich nicht so ganz weiß, sondern ein wenig gefärbt ist. Na ob und wie gefärbt! Ja er gesteht zu, „daß wir der Tendenzkunst große und herrliche Werke verdanken.“ Wahrscheinlich erinnerte er sich noch zu rechter Zeit daran, daß Lessing, zu dessen ästhetischer Theorie er sich bekennt, seine Popularität nicht seinen leider allzu wenig gelesenen ästhetischen, kritischen und polemischen Abhandlungen, sondern seinem Tendenzdrama verdankt. Der Hauptfehler in Zuldas kleiner Streitschrift ist, daß

er nicht deutlich sagt, welche dramatischen Erzeugnisse er eigentlich gegen gewisse, seiner Meinung nach ungerechte Angriffe in Schutz nehmen will. So sagt er z. B.: „Sie klatschen Beifall, wenn die Gemeinheit im eleganten Gesellschaftskostüm auftritt, und schreien Zeter, sobald die Leidenschaft in ihrer furchtbaren Nacktheit erscheint. Sie ahnen nicht, daß das einzelne Häßliche sich doch zuletzt im Schönen auflösen kann durch die befreiende Harmonie eines großgedachten Ganzen.“ Damit könnten wir uns ja einverstanden erklären, wenn nur nicht der Verdacht nahe läge, daß hier die Erzeugnisse gewisser jung- und jüngstdeutschen „Naturalisten“ in Schutz genommen werden sollen, die sich mit ihrer Einbildung, sie erst hätten die Kunst, Gold der Erde in Dreck zu verwandeln, entdeckt, außerordentlich täuschen, denn schon Goethe hat das Treiben solcher Wichte als Lazarethpoesie abgethan. Diese Erzeugnisse sind verwerflich, weil sich ihr Häßliches eben nicht ins Schöne auflöst, und zudem sind sie das, was Zulda für das allerwerflichste erklärt, nämlich Tendenzpoesie, im allerhöchsten Grade. Die Tendenz von Schauergemälden kann eine gute oder eine schlechte sein. Dickens hat mit seinen Geschichten gemißhandelter Kinder im großartigsten Stile Gutes gewirkt, er hat das Mitleid seiner Landsleute, bei den allerdickfelligsten wenigstens einige Scham vor dem Auslande erweckt und dadurch teilweise die Abstellung der geschilderten Greuel bewirkt. Andre „Realisten“ verfolgen schlechte Tendenzen, u. a. die, dem Publikum einzureden, alle Stände und Schichten unsrer modernen Gesellschaft seien in Grund und Boden verdorben. Das ist zum Glück nicht einmal in Frankreich wahr, wie auch, so viel ich mich erinnere, bei der Besprechung von Zolas Terre in den Grenzboten hervorgehoben wurde. Soeben (am 5. März) protestirt Albert Wolff im Figaro wieder einmal gegen das Bestreben jener Leute, den Schein zu verbreiten, als ob es in ganz Frankreich keinen einzigen anständigen und ehrenwerten Haushalt mehr gäbe. Sollte aber irgend ein Glanz- und Schmutz- und Lasterdichter keinerlei Tendenz verfolgen — um so schlimmer für ihn! Wer aus der unendlichen Fülle dieser schönen Welt und dieses reichen Menschenlebens schlechterdings nichts herausfindet als Häßliches und Böses, der beweist dadurch, daß er entweder unterleibsfrank oder ein Schmutzfrank ist.

Und nun das allerschönste! Die Tendenzdichterei will Zulda bekämpfen, und mit der Vereidigung der deutschen Dichter auf eine scharf ausgeprägte Tendenz schließt er. „Ihre (der Gegner, die er bekämpft) Moral ist eine Scheinmoral. Es ist die Moral, auf der sich so ziemlich unsre ganze heutige Gesellschaft aufbaut, die Moral der Vertuschung. Ihr sauberes Sittengesetz hat drei Gebote: 1. Lassen wir die Dinge, wie sie sind. 2. Thun wir, so weit es möglich ist, was uns gefällt. 3. Sprechen wir nicht davon. (Da fehlt noch das vierte und wichtigste: lassen wir uns nicht erwischen!) Und dieses dritte Gebot, welches dem angenehmen Laster eine moralische Schutzwehr errichtet gegen den Skandal, dieses schändliche Gebot schleudert man auch dem Künstler, dem Dichter entgegen. Sprich nicht davon! So befiehlt man ihm, dem ein Gott den heiligen Beruf gegeben, zu sagen, was er, und was seine Brüder leiden. Aber er wird und er soll davon sprechen!“ Also er soll sagen, was er und seine Brüder leiden, doch wohl um das Publikum zu erweichen und Besserung herbeizuführen, und er soll die falsche, heuchlerische Moral unsrer Tage vernichten. Wenn das nicht Tendenz ist!

Sollten wir Herrn Zulda mißverstanden haben, so wäre er selbst daran schuld; warum sagt er nicht grade heraus, auf wen seine Philippika gemünzt ist, und welche Art leidender Brüder er meint.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig  
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig